

Die Festung im modernen Kriege.

I.

Die gleichen naiven Vorstellungen, die in vielen Köpfen über den modernen Krieg mit seinen Massenheeren, seinen weittragenden Schusswaffen und seiner vielartigen und komplizierten Technik bestehen, kann man auch bei der Beurteilung der modernen Festung und ihrer Rolle im heutigen Kriege hören.

Zum allgemeinen ist man leicht geneigt, Festungswerke ausschließlich als Mittel der Verteidigung anzusehen, der passiven Verteidigung sogar; sind sie doch zweifellos ursprünglich aus dem Bedürfnis des Ortschafts hervor gegangen.

Wie der Krieg selbst sich aus einfachen Anfängen zur Kampfhandlung eines gewaltigen und äußerst verwickelten Mechanismus ausgewachsen hat, so ist auch der Festungslängst der beschränkte Charakter des Ortschafts und eines Hilfsmittels der reinen Verteidigung verloren gegangen; es kommt ihr vielmehr ein bedeutender operativer Wert im Gesamtzusammenhange der heutigen Kriegführung zu.

Zunächst ist festzustellen, daß die Festung unter Umständen auch heute noch eine ausschließlich defensive Bedeutung hat.

Wo es sich strategisch nur um reine Verteidigung handelt, können Festungen, die in der Verteidigungsfront verteilt sind, den Widerstand der Armeen sehr wesentlich unterstützen.

Ist andererseits die Armee zum Rückzuge gezwungen, dann können die Grenzfestungen den Feind aufhalten, ihn am Nachstoßen verhindern und überhaupt seine Offensive aufs äußerste erschweren. Dieser Gesichtspunkt hat in seiner äußersten Konsequenz sogar zu dem Gedanken geführt, die Grenzbesetzungen derart anzulegen, daß sie eine zusammenhängende Front darstellen.

Auch der Ortschaft an sich ist nicht ganz aus den defensiven Aufgaben der Festung ausgeschieden. Wenn militärische Werkstätten in einer Stadt vorhanden und Vorräte aufgespeichert sind;

wenn innerhalb eines Ortes wichtige Eisenbahnknoten sich befinden oder Eisenbahnen und andere wichtige Verkehrsstraßen große Ströme auf festen Brücken überqueren, kann es geboten sein, solche Orte durch Befestigungen zu schützen, um die in ihnen vorhandenen Einrichtungen, Bauten und notwendigen Verbrauchsgüter unter allen Umständen zu sichern.

Ist soweit die Behauptung eines besetzten Ortes unter Umständen von außerordentlich großer Bedeutung, so hat andererseits General v. Veseley doch wohl recht, wenn er sagt, daß über den Ausgang eines Krieges — trotz Paris — der Fall einer Festung in Zukunft kaum wieder entscheiden dürfte.

Wie wenig unter Umständen der Verlust der Hauptstadt ins Gewicht fällt, beweist der Burenkrieg. Als Pretoria, die Hauptstadt und einzige sogenannte Festung Transvaals, gefallen und das ganze Land von den Engländern erobert war, haben die Buren den Krieg noch fast zwei Jahre fortgesetzt und sind unbesiegt aus ihm hervorgegangen.

Eine kriegsentcheidende Bedeutung hat also die Festung im Kampfe großer Staaten heute nicht, und eine Armee, die sich auf eine passive Verteidigung hinter Wall und Graben beschränken wollte, würde das Wesen eines modernen Krieges völlig verkennen.

Bei Beginn eines Krieges, während der Periode des Aufmarsches, ist die Aufgabe der Festungen zunächst allerdings eine rein defensive, in dem bereits erörterten Sinne einer Stütze der strategischen Verteidigung.

Aus dem russisch-japanischen Kriege.

1) Von W. Werssajew.

Dem bekannten Werke des russischen Arztes W. Werssajew, „Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Kriege“, entnehmen wir einige Abschnitte. Wir bringen zunächst das zweite Kapitel, das den Aufmarsch des russischen Heeres schildert.

„Das der Verfasser im Kriege beobachtet hat, das haben tausend und tausend andere auch gesehen, aber ihm allein gebührt das Verdienst, ein klars Licht über jenes Treiben in der russischen Armee verbreitet zu haben. Das russische Volk mußte längst, daß sein Heer von einer bedenklichen Fäulnis angefaßt sei, obwohl ihm das öffentlich niemand zu sagen gewagt hatte.“

„In schlichter, aber äußerst anschaulicher Weise illustriert der Verfasser erst die sich überall in der Armee breitmachende Sucht nach Bereicherung, die mit grenzenloser Frechheit betriebene Rechnungs-fälschung, die Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit selbst der höchsten Offiziere und Beamten.“

„Und nun rächt sich alles, alles. Die Soldaten bekämpfen und bedrohen ihre Offiziere, die Offiziere verhöhnen ihre Generale, — alle Autorität und Disziplin hören auf, das ganze Heer ist nur noch ein chaotischer, unbeschreiblicher Haufen von 500 000 Weiteatern.“

Auf dem Transport.

Unsere Staffeldivision war zur Abfahrt bereit. Der Zug stand weit vom Perron entfernt, auf einem Reservegleise. Um die Wagen herum drängten sich Soldaten, Bauern, Arbeiter und Weiber. Obwohl die kaiserlichen Brantweinschinken schon seit zwei Wochen geschlossen waren, sah man doch fast alle Soldaten betrunken.

Unser aufsichtsführender Offizier, ein Reserveleutnant in neuem Waffenrock mit glänzenden Epauletten, ging etwas aufgeregt neben dem Zuge hin und her.

„Ein — sei — gent!“ erscholl seine hochmütig-gebietende Stimme. Die Menge schob sich hastig hin und her.

„Weiber! Fort von den Wagen!“ schrie mit harter Stimme der Leutnant, den Zug ablaufend.

„Sie haben kein Recht, unsere Frauen fortzujagen, Euer Wohlgeborn!“ sagte er böse. „Nur über uns besitzen Sie Gewalt; uns dürfen Sie anschreien, wie Sie wollen.“

„Na, lieber die Weiber besitzen Sie keine Gewalt.“ bemerkten andere murrend.

Der Offizier errötete, aber er tat, als hätte er nichts gehört, und er rief mit weicherer Stimme: „Schließt die Türen, der Zug geht gleich ab!“

Die Weife des Schaffners schrakte, und mit einem Aufsetzte sich der Zug in Bewegung.

„Hurra!“ tönte es tausendstimmig aus den Wagen und aus der Menge.

„Hur — ra!“ donnerte es durch das immer stärker werdende Rauseln der Räder in der Luft.

„Rehrt gesund zurück, Brüder!“ rief einer von ihnen. Ein anderer warf die Mütze hoch in die Luft.

„Hurra!“ ertönte es in Erwiderung des Grieses aus den Waggons.

Der Zug fuhr rasselnd weiter. Ein betrunkenen Soldat hing bis zum Reibe aus dem hochliegenden kleinen Fenster des Güterwagens und schrie unaufhörlich „Hurra“.

„Wissen Sie es schon?“ fragte er. „Offiziere haben mir soeben auf dem Bahnhof erzählt, daß Soldaten gestern abend während der Fahrt Oberst Lukatschoff umgebracht

Unterstützung oder auch sicheren Rückhalt zu gewähren. Die Bedeutung der Grenzbesetzungen ist jedoch mit dieser anfänglich rein defensiven Betätigung keineswegs erschöpft.

Wenn ein Angreifer in einer bestimmten Richtung mit versammelter Macht vorzugehen will, um den Kampf an dieser Stelle mit überlegenen Kräften zu führen, kann er die Kraft zu solcher Offensive einem ebenbürtigen oder gar überlegenen Feinde gegenüber nur gewinnen, indem er an anderer Stelle Kräfte spart.

Ein vernünftiger Mann.

Während das „Berliner Tageblatt“ gestern morgen einen rabiaten Cheministen losläßt, läßt es diesem merkwürdigen Mitarbeiter am Abend wohlverdiente Rippenstöße versehen durch einen vernünftig gebildeten deutschen Gelehrten.

„Er hat die Soldaten grob und grausam behandelt, und diese haben schon hier gesagt, daß sie ihn unterwegs umbringen würden.“

„So — o!“ Der Leutnant schwieg und starrte mit weitgeöffneten Augen vor sich hin.

In den Wagen der Mannschaften wollte das Lachen und Rechen kein Ende nehmen. Wo die Leute den Schnaps bernahmen, das mußte niemand; aber Schnaps hatten sie, so viel sie nur wollten.

Die Umstehenden lachten laut. „Ge, Unfelchen, noch etwas lustiger!“

„Er tanzt ja immer dasselbe!“ sagt, mit der Hand durch die Luft schlagend, der Kompanie-Feldscher und geht.

„Na, schlag nochmal zu. Ich habe was darin klingen hören.“ lachte der Feldwebel.

„Das es jetzt kein, tanze morgen wieder.“ sagten die Soldaten verdrießlich und kletterten in ihre Waggons zurück.

Aber bisweilen — ganz unerwartet — kam es an einer

hoffentlich schon nahen Zukunft zu beantworten überlassen."

Diesen und ähnlichen Stumpfsinn knüpft sich am Abend der bekannte Professor Albert Reicher-Dreslau vor. Reicher plädiert für die Japaner, und die will das „Tagebl.“ auf jeden Fall hochkottiert wissen, wenn es dem Gelehrten im übrigen auch zustimmt. Reicher schreibt u. a.:

„Unter der Ueberschrift „Von der Ausländerei“ berichtet ein Herr K. im „Krieglichen Vereinsblatt“ (Nr. 986) zu haarsträubende Dinge über das Verhalten der Professoren und Direktoren deutscher medizinischer Universitätsanstalten und in einem so maßlosen Tone, daß ein energischer Protest am Platze ist.“

Auf Redensarten, wie „die Institute, die noch Ausländer weiter beschäftigen werden, müssen an den Pranger. Unsere Professoren müssen unserer vaterländischen Gefinnung Rechnung tragen, sonst verweigern wir ihnen die hohe Stellung, die sie bei uns einnehmen“, will ich, weil es eben nur Redensarten sind, nicht weiter eingehen. In den Augen jedes gebildeten Mannes und jedes Kenners der Persönlichkeiten wird die Lächerlichkeit der artigen Anwürfe klar sein. Aber es liegt mir daran, tatsächliche Unrichtigkeiten zu berichtigen.

Herr K. sagt: Hunderte von Japanern haben bisher in Deutschland den Eingeborenen die Gelegenheit zu weiterer Ausbildung genommen. Tatsächlich ist es in Deutschland so gewesen, daß Fremde auf Kosten unserer Landesleute, also am Ende zum Schaden unseres ganzen Volkes, eine bessere medizinische Ausbildung erhalten haben.“

Diesem durch Kenntnis nach seiner Richtung hin getrüben Urteil des Herrn K. ist die Tatsache entgegenzustellen:

1. Angelegte und besoldete japanische Assistenzärzte hat es meines Wissens nie gegeben. Ein und wieder sind Reichsanwähler in besoldete Stellen eingetrückt. Das ist aber immer nur ganz ausnahmsweise geschehen, wenn es sich um hervorragend begabte und tüchtige Menschen handelte, und stets mußte dazu vor Fall zu Fall die Genehmigung des Ministeriums eingeholt werden.

2. Wichtig ist, daß sehr viele Ausländer, insbesondere Japaner, in unseren deutschen medizinischen Laboratorien gearbeitet haben. Aber nie ist dadurch irgendein Deutscher zurückgesetzt oder geschädigt worden. Die Ausländer haben ihnen von den Direktoren gegebene Themen, oft in ausgezeichneter Weise, bearbeitet, haben stets die Kosten dieser Arbeiten selbst getragen und in sehr vielen Instituten noch außerdem Institutsgeldern bezahlt. Geschädigt wurde also auch hier kein Deutscher, aber die deutsche Wissenschaft hat dadurch große Vorteile gehabt. Wenn auch jeder, der die Eigenschaften speziell der Japaner kennt, weiß, daß diese japanischen Mediziner bis auf seltene Ausnahmen nichts als Handlanger waren, die nach dem von den Institutsdirektoren gegebenen Arbeitsplan die Spezialuntersuchungen ausgeführt haben, so muß doch der enorme Fleiß und die unermüdbare Geduld dieser Arbeiter anerkannt werden. Es war jedenfalls kein deutsche Wissenschaft, kein deutsche Methodik, die zum Ausdruck kam, wenn auch die Untersuchung unter der Flagge eines auswärtigen Autors, übrigens oft genug in Gemeinschaft mit dem deutschen Spiritus doctor, veröffentlicht wurde. Wenn Herr K. darüber die Schamröte ins Gesicht geschlagen ist, so kann ich ihm nicht helfen; er hätte aber lieber die sicherlich guten Arbeiten aus den deutschen Kliniken lesen sollen, und er hätte sich das Notwerden ersparen können, wenn er sich etwas besser über die tatsächlichen Verhältnisse informiert hätte, und dann, denke ich, hätte er seinen Schmäherartikel gegen uns deutsche Professoren nicht losgelassen.

Und schließlich noch eine ganz kurze, allgemeine Bemerkung: Ist es wirklich eine „Schmach“ für Deutschland, wenn aus der ganzen Welt die jungen Wissenschaftler sich nach Deutschland in unsere Institute drängen, um bei uns arbeiten zu lernen und Wissenschaft zu treiben? Wodan wir etwa mit irgendwelchen Mitteln diese Jungen der Wissenschaft zu uns? Ich denke, wir können stolz darauf sein, dieses Ansehen in der ganzen Welt zu genießen.

Und sollen wir die einzelnen, oft wahrhaft vornehmen Mitglieder der fremden Nationen für die feindliche und unfaire Haltung ihrer Regierungen oder der großen Masse verantwortlich machen? Ich denke, wir Deutsche könnten gerade stolz darauf sein, daß wir ohne solchen lächerlichen und kleinlichen Chau-

vinismus und als ein großes, hoffentliches Volk fühlen dürfen. Was wir sind, haben wir nicht durch Worte und Phrasen, sondern durch unsere geistigen und sittlichen Leistungen bewiesen. Chauvinismus ist kein deutsches Wort, wird aber hoffentlich auch nie eine deutsche Eigenschaft werden.“

Der Bericht eines Kriegschirurgen.

Generalarzt Krabbe hat der Münchener medizinischen Wochenschrift eine Mitteilung über seine ersten chirurgischen Beobachtungen auf dem Kriegsschauplatz zugehen lassen. Der Bericht ist inhaltreich und wertvoll, weil er sich bereits auf 800 Verwundete erstreckt.

Die meisten Verwundungen rührten von Infanteriegeschossen her und waren bei Freund und Feind nicht wesentlich verschieden. Nach der Auslage der Verwundeten hatten sie die Verletzungen meist aus Entfernungen von 4—600 Metern erhalten. Die langen Knochen der Gliedmaßen wiesen im allgemeinen ziemlich einfache Verletzungen auf, und ebenso waren die Schädel, die durch die großen Körperhöhlen hindurchgeschlagen waren, meist ohne ausgedehnte Verwundung. Wieder wird die erstaunliche Tatsache bestätigt, daß viele Brustschüsse, deren der Arzt etwa dreißig sah, oft sehr gutartig verlaufen und nur wenig Blutausströmungen oder anderen Vortusch herbeiführten. Auch Durchbohrungen des Darms konnten später einfach vernäht werden. Am schlimmsten wirkten auch Verletzungen befristeterweise bei Schädelverletzungen, die in sehr vielen Fällen sofort zum Tode führten. Immerhin sind auch dabei merkwürdige Rettungen vorgekommen. Es kommt hauptsächlich darauf an, ob das Geschoss im Schädel eine Sprengwirkung hervorbringt oder nicht. Die Neigung des Kopfes nach rechts, wie sie beim Schießen in liegender Stellung naturgemäß eintritt, bedingt häufige Verletzungen gerade der linken Kopfseite, die das Gehirn in günstigen Fällen nur mäßig in Mitleidenschaft ziehen, zu Lähmungen der rechten Körperseite und zu Sprachverlust führen.

Besonders anders nehmen sich die Verwundungen aus geringerer Entfernung aus. Die Zerreißungen sind dann viel häufiger und ausgeprägter, auch wenn kein Knochen getroffen ist. Oberarmknochen zeigten sich unter diesen Umständen derart zertrümmert, daß an eine Erhaltung des Armes nicht zu denken war. Die feindlichen Geschosse hatten, nach den Verwundungen zu schließen, nur recht geringe Wirkung gehabt. Die durch sie herbeigeführten Verletzungen waren selten und wenigstens mit Bezug auf die Schrapnell auffallend leicht. 60—80 Prozent aller Verwundungen waren solche der Gliedmaßen, was zum Teil selbstverständlich daraus zu erklären ist, daß die anderen Verletzungen häufiger den baldigen Tod veranlassen.

Die Reize der Wunden wird auch durch die Erfahrungen dieses Krieges vermehrt werden. Dazu ist namentlich ein Fall zu rechnen, bei dem die Zunge quer durchgeschossen wurde, ohne daß irgendeine Knochenverletzung stattfand. Nachmal ist das Gutachten des Generalarztes zu unterstreichen, wonach die meisten Lungen-, Nieren-, die nicht durch andere Verletzungen kompliziert sind, zu den weniger schweren Verletzungen gerechnet werden dürfen. Ist gleichzeitig die Wirbelsäule verletzt, so ist das Ergebnis freilich ein äußerst trauriges. Der Verlauf von Bauchschüssen ist wesentlich davon abhängig, wie lange Zeit bis zur Operation vergeht.

Das Zeugnis, das der Generalarzt dem gesamten Personal nach seinen Erfahrungen ausstellt, drückt sich insbesondere in den Sätzen aus: „Ich würde nicht, wie die größten Schwierigkeiten besser überwunden werden können, als es hier geschehen ist. Vor allem habe ich mit Freude feststellen können, daß auf dem Verbandspatrol die größte Ruhe und Ueberlegung herrschte, und daß nichts von jenem Ueberreifer zu bemerken war, der früher unseren Verwundeten so oft verhängnisvoll geworden ist. Von den segensreichen Folgen habe ich mich hinlänglich überzeugen können. Daß die allergrößte Mehrzahl der Verletzungen, auch der schmerzhaften Schußfrakturen ohne progrediente (fortschreitende) Entzündung, ohne Fieber, ohne Schmerzen und ohne Bildung des Allgemeinbefindens verlaufen könnte, hätte ich nicht für möglich gehalten.“

Musik.

Deutsches Opernhaus. Daß Karl Millöder zu den wenigen Operettenkomponisten zählte, die um originale musikalische Einfälle nicht verlegen waren, beweist sein vor nun 30 Jahren geschriebener „Feldprediger“. Freilich, das humorvolle Libretto, diesmal von zwei wirklich berufenen Wortbildnern (Hugo Wittmann und Alois Wohlmut) verfaßt, konnte Millöder schon zu eigenartiger musikalischer Gestaltung reizen. Nur den „patriotischen“ Aufzug, mit dem jetzt aufgewartet wird, verträgt die ursprüngliche Handlung doch nur widerwillig. Am verächtlich sagt uns das gut gemeinte, aber mühselig geleimte „Kaiserlied“ von Sudermann zu, das Direktor Hortmann desto warmblütiger zu vertonen gelang. Das ganze Werk fand dank einer durchweg sehr lebendigen Vorführung großen Beifall.

Die Volkskunstabende des Verbandes der freien Volkshäuser, mit deren Veranstaltung Sonntag begonnen wurde, dürfen wohl, nach dem riesigen Andrang des Arbeiterpublikums zu schließen, das lang als Wahrheit hingenommene Wort: daß die Muse in den Kriegen verstummen müßten, erschüttern. Das Bedürfnis, seelischen Trost und Ermutigung in der Musik zu suchen, ist mächtig genug. Neben dem billigen Preis spielt auch das Vertrauen der Arbeiter zu den Veranstaltern der Kunstabende wie zu den Künstlern selber, die sich opferwillig in den Dienst des Schönen gestellt haben, eine gewichtige Rolle.

Für das Gelingen des ersten Vortragsabends im Bürgeraal des Rathauses sorgten Frau Tilla Durieux und das Künstlerpaar Artur und Theresie Schnabel. Das Programm war sehr klug zusammengestellt. Wer unter uns möchte so tüchtig sein, Schumanns originale „Sinfonische Etüden“ (Opus 13) auszuführen, nur weil sie der Komponist dem Engländer Bennett gewidmet hat, oder gar, weil deren prächtiges Finale mit dem beabsichtigten Anknüpfen an ein englisches Volkslied (Wer ist der Ritter hochgeehrt?) direkt an das Nationalgefühl Venetis appelliert! Sowohl diesem wie einigen Stücken aus Klavierwerken Schuberts war Artur Schnabel ein meisterlicher Dolmetscher. Er begleitete auch je vier Lieder von Schumann und Brahms seiner Frau Theresie Wehr-Schnabel, gefanglich und mimotechnisch zum künstlerischen Erlebnis verdrückt. Und daß Frau Durieux' sichtlich eindringliche Sprechkunst in einem Kranze berühmter Balladen neuerzeitlicher deutscher Poeten (auch eine humorvolle von G. A. Wagner: „Die Weiber von Weinsberg“ war dabei) wieder einmal so reine Wirkungen auszulösen wußte — der Stimm eines immer wieder hervorströmenden Beifalls war des Zeuge.

Kleines Feuilleton.

Bestes Potsdam!

Die Witzblätter sind ja jetzt so ungefähr das Traurigste, was man sich denken kann. Aber das Lustigste sind die sogenannten Führer der Nation, die Geistesgrößen, die Dichter und Denker. Kein Tag, ohne daß einer von ihnen einen nationalen Purzelbaum schlägt, über den sich noch das ganze zwanzigste Jahrhundert budlig lachen wird. Am Sonntag war Herr Sombart an der Reihe. Im „Berliner Tageblatt“. Potsdam hat er sich vorgeliebt. Potsdam galt es gegen Schaw herauszufahren, der dem Potsdamer Geist die Reverenz verweigert hat. Aber was ist Potsdam? (Nach H. Sombart.) Potsdam ist der Grundzug des deutschen Wesens. Nietzsche ist Potsdam, Goethe ist Potsdam, Herr Kaempf, Herr Kaumann — alles Potsdam. Es sind stets Männer aus Pflicht und Selbstsucht und Ordnungsliebe zusammengelagert. August

Bebel war bestes Potsdam. — Pottaufend, es ist doch eine große Zeit, daß wir solchen Witz noch erleben durften!

Ein Nachfolger Christi.

Der größte Teil der bürgerlichen Presse ist jetzt weiter nichts als ein Sammeltuchum von Gefühlsheuten, die zum Himmel schreien. Sie zu sammeln, ist von größter Bedeutung, nicht nur für künftige Kulturhistoriker. Erzählt da jemand seine Fahrt über das Schlachtfeld nach den Kämpfen bei Metz vom 20. und 21. August. Er kommt in einen Ort, dessen Kirche mit gefangenen französischen Schwerverwundeten belegt ist:

„Am Ausgang der Kirche fiel mir ein led ausgehender französischer Offizier auf, ein Kapitän, wie man mir sagte. Er hatte einen Schuß durch den Oberarm und war so ziemlich gefund. Ein hübsches, ledes Gesicht, ein kleiner geistvoller Körper. So waren fast alle diese Franzosen, gegen unsere derben Bayern können sie in einem Kollampf wahrhaftig ihren Mann nicht stehen. Es reizt mich, mit diesem Mann ein Gespräch anzufangen. Er sah mit einer gewissen Verachtung auf die deutsche, ihn umgebende Welt. Ich redete ihn auf französisch an: „Guten Abend, Herr Kapitän“. „Guten Abend.“ „Sie sind gewiß gespannt, Neuigkeiten zu hören?“ „O ja, ich bin dankbar, wenn Sie mir welche sagen.“ „Luneville brennt.“ Er schalt etwas zusammen und wendete sich zu seinen Nachbarn, die mit ihm dort saßen. „Warum brennt es?“ „Weil die Einwohner in der Dunkelheit gestern abend auf unsere deutschen Munitions- und Proviantkolonnen geschossen haben, nachdem sie vorher sehr freundlich getan hatten.“ „A hab, das waren Soldaten.“ „Aun Soldaten, die von den Zivilisten verachtet waren.“ „Wünschen Sie noch mehr Neuigkeiten?“ „Ja, bitte.“ „A mur ist in deutschen Händen.“ Wieder ein Witzler dieser Hiebpost in seiner nächsten Umgebung. Dann sagte ich: „In Belgien ist eine deutsche Regierung eingesetzt.“ Da lachte er laut auf, machte eine wegwerfende Handbewegung und sagte: „Macht nichts, für kurze Zeit.“ „Wer weiß, vielleicht für immer, guten Abend, Herr Kapitän.“ „Guten Abend,“ sagte er mit etwas saurerfäher Miene. Der bayerische Lazarettinspektor, der diesem Gespräch zugehört hatte, sagte: „Er ist sonst ganz zahm und dankt mir täglich für die gute Behandlung, die die französischen Verwundeten hier erfahren, und beteuert immer wieder, daß die deutschen Verwundeten in Frankreich ebenso behandelt würden.“

Welcher Edelmut, den Gefangenen und Schwerverwundeten mit den Erfolgen seiner Gegner zu trösten! Und was ist dieser edelmütige Tröster? Warum in Saarbrücken. Kennt sich Ebeling. Die Warrer scheinen überhaupt in diesem Kriege eine angenehme Rolle spielen zu wollen.

Die Sechzehnte.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ erzählen: Die Zurückgebliebenen überließen sich in Taten der Hilfsbereitschaft für die Verwundeten. Das ist sicher schön und gut. Und sicher kann ein Volk an solchen Taten nie zu viel tun. Aber es will mir scheinen, als liefen neben solchen Taten der Verwundetenfürsorge auch Pseudotaten. Dinge, die wie Taten aussehn und doch nur Schaum sind, lästiger Schaum. Ein keines lästiges Vorkommnis in einem großen Lazarett soll erhellen, was ich meine:

Ein Verwundeter liegt still und steif in einem Saal, in dem die sachverständigen Hilfskräfte vom Roten Kreuz ruhig und gut ihr schweres Amt versehen. Aber da kommen außer ihnen auch noch eine Reihe Damen im Laufe des Tages durch den Saal. Damen aus den besten Ständen. Damen, die nicht sachverständig sind. Damen, die aber einen unbezwinglichen Drang haben, ihren sicher guten Willen doch zu zeigen. Sie haben allerlei gestiftet, und da glaubt man denn, ihnen den Zutritt nicht gut bewahren zu können.

Eine solche Dame kommt also zu dem Verwundeten, der regungslos daliegt. „Kann ich Ihnen vielleicht etwas tun?“ — „Nein, ich danke Ihnen.“ — „Aber vielleicht darf ich Ihnen das Gesicht ein wenig mit Essigwasser abwischen?“ — „Oh.“ Die Dame nimmt das bereitliegende Schwämmchen, taucht es in das bereitstehende Wasser und fähet dem ebenfalls bereitliegenden Verwundeten übers Gesicht, eine Prozedur, die man ihr gezeigt hat. „Wünschen Sie noch etwas, bitte?“ „Nein, kann es der Liebste Daher nicht mehr länger verhalten.“ „Wiß'n S.“, sagt er. „I hab Gahna die freid net verderb'n woll'n, aber Sie san heit scho' die sechzehnte, die wo mir mei' Gesicht abg'wasch'n hat.“

Notizen.

— Theaterchronik. Im Deutschen Theater wird am Sonnabend Guplows historisches Lustspiel „Jopf und Schwert“ gespielt.

— Konzertchronik. Am Mittwochabend 8—9 Uhr veranstaltet der Organist Arnold Dreher in der St. Georgenkirche, Georgenkirchplatz (am Alexanderplatz) ein Orgelkonzert zum Besten der Angehörigen unserer Krieger. Eintritt gegen Entnahme eines Programms zu 10 Pf.

— Schüleraufführungen. Der Kartenverkauf für die unter dem Protektorate der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger vom 16. September an täglich 3 Uhr im Theater am Rollendorffplatz, Palaß-Theater am Zoo, Friedrich-Wilhelmstädter Theater und Wallhalla-Theater stattfindenden vaterländischen Schauspiele für die Jugend Groß-Berlins befindet sich bei allen Verkaufsstellen des Warenhauses A. Wertheim. Vier Karten kosten 1,20 M., Einzellkarten an den Theaterkassen 50 Pf. Zur Aufführung gelangen an allen vier Theatern in wesentlich wechselndem Spielplan folgende Werke: 1. „Wilhelm Tell“, 2. „Wallenstein-Prolog“, „Wallenstein's Lager“, „Die Torgauer Heide“, 3. „Ut de Franzosenzeit“, 4. „Die Anna-Lise“, „Rurmärker und Picardie“, 5. Unbemittelten Schülern, Waisen und leicht verwundeten Soldaten soll unentgeltlicher Zutritt zu den Vorstellungen geschaffen werden. Auskunft erteilt der Ausschuss, Charlottenstr. 85 II.

— Angenrubers Witwe ist dieser Tage in Wien gestorben. Ihre Ehe hat übrigens mit dem Kriege viel Ähnlichkeit gehabt, wie sie selber feststellte.

— Der Kriegskrieglerstatter Freiherr Vinder von Kriegstein, der gleichzeitig als freiwilliger Krankenpfleger tätig war, soll bei Ausübung seines Samariterdienstes auf einem Schlachtfeld unweit der Grenze von einem russischen General erschossen worden sein.

— Lebertran gegen Mücken und Schnaken. Nach der „Berliner Tierärztlichen Wochenschrift“ hat Regierungsrat Lang (Rumea) durch Lebertran gegen alle Mücken, Schnaken und jeden eine spezifische giftige Wirkung erzielt. Der Lebertran wirkt aber auch noch prophylaktisch, weil er die Mücken von allen bestrichenen Körperregionen während zehn bis achtzehn Stunden nach dem Bestreichen fernhält. Vielleicht kann man dies Mittel auch im Kriege verwenden.

— Die Beschäftigung Viktor Emanuels. Der „Corriere della Sera“ meldet aus Rom: Das Gerücht, das sich verbreitet hatte, der König wäre von einem Unwohlsein befallen, ist bereits widerrufen worden. Bestätigt wird dieser Widerruf dadurch, daß man jetzt erfährt, daß der König gerade in diesen Tagen die Korrektur der Druckbogen des fünften Bandes von seinem Werke über die italienischen Münzen zu Ende gelesen hat. — Die Meldung klingt in diesen Zeitschriften etwas allig, aber man soll daran denken, daß ein Goethe die Vollendung des „Faust“ viel mehr interessierte als die Schlacht bei Jena mit allem Drum und Dran. Und auch dieser Minister war keineswegs auf den Kopf gefallen.

— Die Japaner sind nicht so borniert, um plötzlich alles Deutsche zu konfiszieren. Jetzt bringen sie eine Uebersetzung der Werke Nietzsche's heraus. Die Philosophie des brutalen Größenwahnes ist freilich heute überall aktuell.

Haltestelle zu einem rasenden allgemeinen Tanz. Der Boden erzitterte unter den Abtäten, die starken Gestalten wanden der Oberst sie davon abhalten wollte, erschossen sie ihn.“

sich, hockten nieder, flogen wie Ängeln dahin, und über die von der Sonne verbrannten Steppe hallten wilder Jubel und gelle Wisse. — Auf der Linie Samara—Statowit holte uns der Kommandeur unserer Korps ein; er fuhr mit dem Expresszuge in einem besonderen Wagen. Es erhob sich ein Tumult. Aufgeregt und blaß stellte der aufschätzende Offizier die Leute, die gerade da waren, vor dem Zuge auf, wie es der Kommandeur befohlen hatte. Die am schwersten Betrunknen wurden in den hintersten Wagen eingeschlossen.

Der General begab sich nach dem vierten Gleise, auf dem sich unsere Abteilung befand, und schritt die Front der Soldaten ab. An einige stellte er Fragen. Sie antworteten ihm in zusammenhängenden Worten, aber gaben sich Mühe, den General nicht anzunehmen. Ohne ein Wort zu verlieren, entfernte er sich wieder. —

O weh! Auf dem Perron, nicht weit vom Wagen des Korpskommandeurs, tanzte Suttschoff inmitten einer Menge von Zuschauern. Er tanzte und lud ein lockeres, vollbrüstiges Zimmermädchen ein, mitzutanzen.

„Was ist? Nächste Du eine warme Wurst? Warum tanzst Du nicht?“

Das Zimmermädchen verbarg sich lachend unter der Menge. Suttschoff sprang ihr nach.

„Nun, Du Hexe, mache keine Fragen! Ich habe Dich schon bemerkt.“

Der Offizier stand wie versteinert.

„Führt ihn sogleich fort!“ riefelte er den andern Soldaten zu.

Diese ergriffen Suttschoff und schleppten ihn fort. Suttschoff schrie, schimpfte und leistete Widerstand. Der Korpskommandeur und der Stabschef saßen schweigend zur Seite und gingen nach ihrem Wagen.

Der Stabschef kehrte zurück. Er schlug mit einer schlanken Gerte auf die Ladstiefel und trat zum Chefarzt und dem aufschätzenden Offizier.

„Seine Erzellenz erteilt Ihnen einen scharfen Verweis. Wir haben viele Staffelnabteilungen überholt, alle stellten sich in vollkommener Ordnung vor, nur bei Ihnen waren alle betrunken.“

„Der Oberst, es ist mit diesen Leuten nichts anzufangen.“

„Sie sollten ihnen Bücher religiös-moralischen Inhaltes geben.“

„Das nützt nichts. Sie lesen sie und besaufen sich doch.“

„Nun, dann . . .“ Der Oberst schlug mit seiner Gerte energisch durch die Luft. „Versuchen Sie das mal . . . Das hilft wunderbar.“

Dieses Gespräch fand nicht später als zwei Wochen nach Erlaß des allerhöchsten Manifestes über die vollständige Abschaffung der Körperstrafen statt. (Fortf. folgt.)